

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

14 (15.1.1921) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Liebes-Jubel.

Hat jemals denn die Sonne so gelacht?
Der Himmel je getraut in tiefem Blau?
Stand denn die Erde je in größer Pracht?
War blumenreicher jemals Flur und Au?
Hat denn mein Herz je froher je gelacht,
Als damals an den holden Herbsttagen?
Als dich mein Aug' zum ersten Male sah,
Und — als das große Wunder dann geschah?
Lang hatte sich mein Herz nach dir gesehnt
Und in der Einsamkeit nach dir gedehnt.
Als es schon glaubte, daß nur Winter käme,
Da strahlte der Herbst in glüh'nder Farben-
schöne;
Und wie die Lerche singt aus voller Brust,
So jubelte es auch in Liebeslust —
Dem Herbst und Winter folgt der Frühling
dann,
Der schönste Lenz, den ich auf immer mir
gewann.
C. Kullmann-Wolfsch.

Rache.

Erinnerung an der Schulzeit.
Von Dr. Philipp Krämer.

Sollte man es für möglich halten? Wie? Ich
will euch erzählen, wie es möglich war, wenn ihr
mir eben fünf Minuten zuhören wollt.
Am 15. Januar hatte Herr Wagner, der Schul-
lehrer, der heute den Titel Hausmeister führt,
sein erstes Mal im neuen Jahr die Glocke ge-
lungen und damit den Schülern, die Einlass be-
reit im Hofe standen, umhervorströmend mit-
teilt, was sie freilich längst wußten, daß die
Zeichnungsferien für diesmal zu Ende seien.
Dabei hatte er, entgegen der an auffälligen Ziel-
en der Gänge angebrachten Mahnung, die ganz
offenbar nur auf die unerwünschten Zöglinge
zur Ansicht berechnet war und die mit Recht be-
traute, daß das Aussehen von unterlassen sei, in
seinem Schnee gespritzt. In den Schnee? Jamohl,
den Schnee. Ist freilich nicht. Ich entfinne
sich dessen mit großer Deutlichkeit. In der
Nacht vom 14. auf den 15. Januar war Schnee
gefallen.
Ich will es gleich sagen, denn es ist wichtig,
daß Schnee lag unerschrocken hoch, das heißt, wie ihr
wißt, so hoch, daß selbst 900 Schülerfüße ihn nicht
die bekannte alte Masse aus Wasser, Sand
und ähneln Schneereisen zu verwandeln vermoch-
ten, die selbst wir Duarantier, die wir grund-
tätig und praktisch den Schnee als zum Spie-
len tauglich und damit neben anderen, von Er-
ziehungsstellen freilich bevorzugteren heimischen Stoff-
arten als gleichberechtigt anerkannt, abscheulich
finden.
Die Freude war groß, trotzdem das Schnee-
wässern verboten war, denn das Schmelzen
erlaubt. Das Schmelzen war mehr als er-
laubt, es war gern gesehen. Auf der großen
Treppe unter der Uhr und über dem mit
blauen Tuch umwickelten Kopf der Bäckers-
kneipe, die aus einem strohgelben Korb Becken
einen Dreier selbst, hand der Direktor und
beobachtete die Schmelzen.
Dann länger wurden die Schmelzen, unab-
lässig glühenden Säulen von Schülern in regel-
mäßigen, für Fallende peinlich kurzen Abständen
über die Schmelzen von Minute zu Minute
vorverrückten Flächen. Jede Klasse bis
tertia einsteigend hatte ihre eigene
Klasse zum Schlittern. Von Sekunda ab hielt
sie sich vornehm zur Seite. Man wußte, was
gebörte, ja.
Das Bergsteigen dauerte nicht nur während
Pausen, es hielt noch lange über Schulstunde
einer Zeit, da eigentlich nur noch die Nach-
schüler dem gebunden Unfuss budigigen. Unter
den Schmelzen verbe ich, um es kurz zu sagen,
denen, die nicht einfach funktlos, also Fuß
Fuß gleitend, ihrem Sport oblagen, viel-
mehr jene, die beispielsweise sich im Gleiten um
Grad um die Mittelfingerkreise ihres Kör-
pers zu drehen vermochten, die zur Höhe nieder-
gingen oder die im Vorübergleiten einem Gef-
älle die Wägen vom Kopfe rissen und sie unter

dem Gejohle der anderen hoch in die Luft schleu-
derten.

Die Schmelzen wurden tatsächlich vor dem lei-
der frühen Einbruch der Dunkelheit nicht leer.
Man begreift das leicht, wenn man daran denkt,
daß zahlreiche „Auswärtige“ über mittig in der
Schule blieben, wenn man nicht vergißt, daß die
Karlsruher und Schulsträßer und die aus der
Kaplaneigasse und vom Kapellplatz, noch die
letzten Bissen des Mittagessens laudend, in den
Schulhof zurückkehrten, und wenn man schließlich
in Mündigkeit zieht, daß schon um 8 Uhr, also
2 Stunden nach Schluß des Vormittagsunter-
richts, die Nachmittagsstunden begannen.
Die bange Frage war die, ob es über Nacht
taue, ob nicht.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Januar
taute es nicht. Was sage ich? Es taute nicht?
Ich hätte sagen sollen, neue Schneemassen und
bittere Kälte fielen über die Stadt. Ich weiß
es deshalb noch so genau, weil der 15. Januar
mein Geburtsstag ist.

Und dennoch, am Morgen des 15. Januar
waren die Schmelzen aufgetaut! Sollte man es
für möglich halten? Wie? Ich bin, ich sehe es
ein, auch Aufklärung schuldig, wie es möglich
war, und ich will diese notwendige Aufklärung
ohne jegliche Abweisung schnell geben: Die
Schmelzen waren unter rücksichtsloser Anwen-
dung rötlichen Tauschens in den Zustand völliger
Unbrauchbarkeit verlegt worden. Eine rohe Tat
gemeiner Vandalen, zweifellos.

Da ich den Täter kenne, bin ich in der bene-
diktenswerten Lage, mit weiteren Enthüllungen in
dieser für den Schulstaat wichtigen Angelegen-
heit anzuhelfen. Der Täter war Kurt Vohr,
mein Vandalenmann in Quarta, Kurt Vohr,
der einen Fehler an rechten Fuß hatte und den
sein Arzt der Welt von seinem fatalen Klappen-
aussehen der Sohle befreien konnte. Kurt
Vohr hat mir, unter dem Druck eines starken
Verichtsbedürfnisses offenbar, nach tapferer Ueber-
windung bestiger rationaler Zweifel, einen voll-
kommenen Einblick in die tatsächlichen Zusam-
menhänge des unerhörten Ereignisses gestattet,
und ich weiß, indem ich das Verichtsgeheimnis in
diesem Augenblick breche, brauche ich keinen Za-
del zu fürchten, denn Kurt Vohr weiß nicht mehr
unter den Lebenden, und ihr könnt euch denken,
daß ich seinen Namen natürlich erwidert habe.

Kurt Vohr hatte dessen ungedacht und trotz
allem der plötzlichen Lust leider nicht zu wider-
stehen vermocht, die selbst bedenklich Fußkranken
seines Alters nicht fremd ist, sich nämlich ver-
suchsweise der glatten Bahn anzuvertrauen. Der
Versuch, der, das ist nicht zu übersehen, seinen
Augenblick zweifelhaft, von vornherein mehr
als ausichtslos war, mißlang, mißlang gründ-
lich. Der Gleitende stürzte, die schlitternde
Säule geriet ins Stürzen, die Unordnung war
groß. Der Vergnügungsapparat setzte aus.
Kurt Vohr erhielt einen beabsichtigten Tritts
seines in bestigen Horn geratenen Hintermanns,
der durch ihn als erster nachgestürzt war, und
von demselben ein Schimpfwort, das ich seiner
Abscheulichkeit wegen, nicht zu wiederholen wage.
Kurt Vohr wurde einmütig ob seines aber-
wähligen Unternehmens getadelt, verurteilt, ver-
lacht und außer Reichweite vertrieben. Er fand
von fern. Er hatte plöblich alle. Er würgte
an einem lauten Schrei des Haffes. Er hätte
den ganzen Schulhof, er hätte das brutale Ver-
ben, das dort in ununterbrochener Säule dahin-
glitt und nicht stürzte und sogar schrie vor Ver-
gnügen, schrie mit gesunder Lunge, glitt, mühe-
los heiter dahinglitt auf tragelichten Füßen.
Und dann verschwand Kurt Vohr.

Hinter der Elektrischen drein fuhr ein An-
hängewagen. Auf dem stand ein Arbeiter und
schaufelte Tausch in einen Trichter. Das Tausch
glitt glitt futschend auf die Schmelzen und tat
seine Pflicht. Kurt Vohr achtete des Frotches an
seinen Fingern nicht. Und Kurt Vohr achtete
der Vorübergehenden nicht. Kurt Vohr sammelte
Tausch, unablässig bis es schon lange
dunkel war sammelte Kurt Vohr Tausch. Kurz
bevor er zum Abendessen zu Hause sein mußte,
war seine Rache befriedigt. Niemand hatte ihn
auf dem dunklen Schulhof gesehen, bei einem

Friedhof glitt, auf dem er seine Jugendfreunde
beerdigte. Am anderen Morgen war er einer
der ersten am Plage und wärmte seine frierende
Knabenseele am Entsetzen seiner Peiniger. Aber
schon in der zweiten Pause waren in genauer
Parallele zu den ursprünglichen Schmelzen neue
entstanden, und die lauchenden Knabensäulen
fuhren lachend dahin. Er fand ohnmächtig da-
vor und taunte das unbesiegbare Leben an.

Da trat ich ahnungslos zu ihm hin und sagte:
„Kurt, lieber armer Bub, das alles kannst du
nicht mitmachen. Mußt zusehen. Ich will
beinweggehen heute einmal nicht mitmachen und
dir Gesellschaft leisten, obwohl heute mein Ge-
burtstag ist.“

Geisterhaft schauten mich seine mausgrauen
Augen an. Am Nachmittag dieses Tages, bei
herzbrechender Dunkelheit, sprach er sich seine
Beichte vom Herzen. Ich erinnere mich nicht,
daß er geweint hat.

Konspizige Depeschen.

Wer in der Geschichte der Entwicklung des modernen
Nachrichtendienstes Bescheid weiß, wird mancherlei von
konspizigen Depeschen wissen. Das bekannteste Bei-
spiel dafür lieferte wohl ein englischer Kriegsbericht-
erstatter in Südafrika, der kurz vor dem Ausbruch einer
Entscheidungschlacht einen Draht nach London mit
Beschlag belegte, indem er so lange die Bibel abtele-
graphieren ließ, bis der Bericht, auf den er von Minute
zu Minute wartete, eingetroffen und abgelesen war,
mit dem er dann alle anderen Berichterstatter „schlagen“
konnte. Das hat begrifflichweise ein Heidenfeld ge-
föhlet, aber er konnte es sich leisten; es ging ja nicht aus
seiner eigenen Tasche.

Doch von Derartigem will ich hier weiter nicht reden.
Telegraphieren hat immer viel Geld gekostet; auch in
früherer Zeit, als es viel billiger war, als jetzt, war es
den meisten viel zu teuer. Entscheidend war dabei
freilich, daß eben die meisten der Telegraphen nicht
recht verstanden. Auch das ist eine Kunst, die gelernt
sein will. Wer aber Gelegenheit hat, sich darin zu üben,
kann auch dabei eine Menge Geld ersparen. Ein Laie,
der nur etwa jedes Jahr einmal eine Depesche aufstift,
würde kaum, mit vielweniger Worten — und
infolge davon um wieviel billiger — ein gewiegter
Berichterstatter denselben Textinhalt dem Draht über-
mitteln würde. So werden also von den Laien meist
viel zu viele Worte gemacht, und andererseits wird von
ihnen sehr oft auf falsche Weise gespart. Dabei kann
manchmal ein Wort zweifel ebenfalls kosten, wie eins
zu wenig.

Folgende Beispiele mögen das beweisen: Ein Guts-
besitzer telegraphiert nach Hause: „Komme mit leichtem
Zug 7 Wagen.“ In diesem Falle war die „7“ über-
flüssig und verwirrend. Man wußte auf seiner Domäne,
wann der letzte Zug ankam, da er aber ausdrücklich die
„7“ hinzusetzte, schickte man ihn — sieben Wagen.

Ähnliches ereignete sich vor etwa zehn Jahren in Erz-
gebirge. Da telegraphierte am zweiten Weihnachts-
festtag 1908 ein Herr aus Werdau dem Fichtelbergwirt:
„Bitte heute früh 11 Schritten am Zug.“ Abseher und
Empfänger der Drahtnachricht waren einander unbe-
kannt. Wie erkannt war erklärter, als ihn ein Schlitzen
an der Bahn erwarteten. Sätze er das eine Wort „Uhr“
hinzugesetzt, wäre alle Unklarheit vermieden. So
hatte er statt eines frohen Winterausfluges einen ge-
wöhnlichen Anker mit dem Wirt. Reiner von beiden wollte
zahlen.

Ebenfalls seit ungefähr zehn Jahren müssen belam-
tisch auch alle Interpunktionszeichen in den Depeschen
extra bezahlt werden. Die Folge davon ist, daß auch in
dieser Beziehung manche Leute an der verkehrten Stelle
sparen. Ein Beweis dafür ist folgende Erfahrung, die
ein russischer Kaufmann machte, dessen Gattin der
französische Professor Thery operieren sollte. Im letzten
Moment vor seiner Abreise erhielt der Chirurg folgende
Depesche: „Komme Sie nicht zu spät.“ Thery ver-
stand sie so, daß er kommen sollte, wie es noch nicht zu
spät wäre, während der Rufse das Gegenteil meinte, er
hätte jedoch das Komma an der richtigen Stelle we-
gelaufen. Thery machte also die weite Reise umsonst —
und nicht umsonst; der Rufse mußte ihm dafür — statt
des geringen Betrages für das Komma — 10000 Honorar-
Franken zahlen.

Zum Schluß noch ein heiteres Gegenstück ähnlicher
Art. Der Lustspieldichter Gustav v. Moser, dessen Stücke
die Älteren von uns alle noch kennen, erhielt eines Tages
folgendes Telegramm: „Treffte heute abend 9 Uhr ein,
erwarte mich.“ Die „Dide“, das die Eifersucht seiner
Frau erregte, der es zufällig zuerst in die Hände fiel.

Am den lustigen Schwereinder „in flagranti“ zu ent-
larven, begab sie sich zur festgelegten Zeit heimlich auf
den Bahnhof. Wie erkaunte sie, als dem Zuge ein ge-
hehler Herr entstieg, der auf ihren Gatten zuellte: der
Geheime Intendantrat Diebide aus Dessau!

Ja, die Depeschenschrift! Sie hat auch beim ge-
sprochenen Wort Schule gemacht. Davon erzählt der
Däne Werner Peter Larsen ein lustiges Stückchen.
Wenn er nach Schweden hinüber fuhr, nahm er gern
als Geschenk ein Päckchen billigen Kaffees mit, das
er in einer großen Tüte einschmuggelte, die oben Ge-
bäck und Früchte enthielt, und wenn es an der Zollstelle
hieß: „Was bringen Sie mit?“ antwortete er ganz
wahrheitsgemäß: „Kaffee, Gebäck und Früchte.“ Der
Beamte verstand „Kaffeegebäck!“ „Es war nicht meine
Schuld, daß der Zollner das Komma zwischen „Kaffee“
und „Gebäck“ nicht hörte!

Im Anschluß hieran noch ein anderes launiges Stüd-
chen, das — in losem Zusammenhang — gewisser-
maßen auch noch mit hierzu gehört: Im ehemaligen
Königreiche Hannover gab es in Bormundschden ein
sogenanntes Puppenkollegium. Ein Vooalat in der
Landdrostei Stube, der sich in einer Streitfrage über die
Behörde geärgert hatte, titulierte sie in seinem Zorne
auf einer Anschrift: „Puppenkollegium“, was ihm be-
greiflicherweise eine empfindliche Ordnungsstrafe ein-
brachte. Doch er setzte sich darüber mit gutem Humor
hinweg und schickte die Summe, ohne mit der Wimper
zu zucken, ein mit dem Bemerkten: „Für ein wegge-
lassenes Pu.“
Dr. J. M.

Kleines Scuilleton.

Die Kasse als Erzieherin. Daß Hund und
Kasse, wenn sie zusammen aufgewachsen sind,
oft genug das Sprichwort Lügen fragen, ist be-
kannt. Daß sich aber eine Kasse sogar als Er-
zieherin ihrer Spielgenossen betätigt, dürfte neu
sein. Ein schwedisches Nachrichtenblatt erzählt dar-
über folgende hübsche Geschichte: Mein letzter
Regimentschef besah vier hübsche Terriers und
eine Kasse. Da die Tiere miteinander aufge-
wachsen waren, verstanden sie sich recht gut,
wenn auch die Kasse eine gewisse vornehme Zu-
rückhaltung beobachtete. Bei den Ausflügen
und Mitten des Obersten durften nur zwei
Hunde mitkommen, die anderen mußten zu
Hause bleiben. Die Zuhausegebliebenen meinte
nun immer, das sei ungerecht, und daher
entspannen sich bei der Demütigung oft Streif-
ereien, die häufig in richtige Balgereien aus-
arteten. In einem solchen Fall sprang plötzlich
die Kasse, die auf einer Bank lag und philoso-
phierte, mitten unter die kämpfenden Hunde
und verabreichte ihnen blitzschnell ein paar Ohr-
feigen, um darauf wieder ihren Platz auf der
Bank einzunehmen. Diese handgreifliche Beson-
nen hatte eine großartige Wirkung. Ruhe und
Frieden waren sofort wiederhergestellt. Für
eine Kasse bedeutete das zweifellos einen
unerhörten Mut; aber die Kasse hielt es offen-
bar für ihre Pflicht, erzieherisch auf die Hunde
einzuwirken.

Eine unwirtschaftliche Wette. In Dalsland, einem
Städtchen in der Nähe von Birmingham, gemann
fäkalisch eine Frau eine Wette, die sie dazu ver-
pflichtete hatte, mit einem einzigen der gewöhn-
lichen schwedischen Streichhölzer 100 Kerzen an-
zuzünden. Lehrreicher wäre allerdings eine
Wette zur Feststellung gewesen, wie viel Streich-
hölzer heute dazu gehören, um eine Kerze an-
zuzünden, was anherdem ansehnlich des derzeitigen
Preises der Kerzen auch erheblich geringere
Materialkosten verursacht hätte.

Kriegsfolgen. Zum Kaufmann kommt eine
alte Dame — so lesen wir in einem Geschichten-
buch der napoleonischen Zeit — und bittet um
drei Kerzen, das Stück zu 3 Pf. wie gewöhnlich.
Der Kaufmann aber erklärt ihr, daß infolge des
Krieges der Preis der Kerze nun 5 Pf. betrage,
worauf die gute alte Frau in die Worte aus-
bricht: „Am Himmelswillen, führen sie denn
Krieg bei Kerzenlicht!“

Schwedischer Humor. (Freundliche Einladung.)
Professor: „Meine Herren! Diese Einladung ist
so stark, daß sie, wenn das Experiment mißlingt,
uns alle in die Luft sprengen kann. Vielleicht
sind Sie so freundlich, etwas näher zu kommen,
damit Sie dem Vorgang leichter folgen können.“

Die arme Sünderin.

Roman von Ernst von Holzogen.

(Während verboten.)
Cary war harmlos genug, die verdeckte Ab-
sicht zu merken. Aber trotzdem ging sie
in die Falle. Sie war des Sektgenusses
gewohnt, daß die reichliche halbe Flasche, die
darauf trank — weit entfernt, sie in ausgelas-
ter Stimmung zu versetzen — ihr nur senti-
mentale Annäherungen eintrugte. Mit feucht-
glänzenden Augen blickte sie trübe vor sich hin
und sagte, daß Spiel und Tanz für sie vorbei
war. Eine Frau, die Tag und Nacht nur an
armen Kinder und an das schwere Unrecht,
die widerfahren wäre, denken möchte, die
war nicht auf Abenteuer gestimmt. Sie
war ja auch keinen Menschen hier in München
wie Greger und den paar Leuten, die sie ge-
kannt hatte, in seinem, des Justizrats, Hause ge-
kommen. Und er traute ihr doch nicht etwa
zu, daß sie auf die Anknüpfungsversuche frecher
Leute auf der Straße einginge?
Der alte Herr seine geschickten Angriffe
unmöglich abgelehnt sah, wurde er selber
vielleicht traurig, ja verdrießlich. Er schalt
sich aus wegen ihrer dummen Jagd-
lust. Sie solle sich nun endlich zu einem Ent-
schluß aufraffen und die Scheidungsfrage er-
örtern; denn wenn sie das nicht täte, müßte er
glauben, daß sich die Dinge nicht ganz so
stellen, wie sie sie ihm dargestellt habe, daß
vielleicht eine geheime Schuld auf der Seele
laste.
„Ja, wenn Sie mir nicht glauben...“ es
um Carrys Mundwinkel, sie vermochte
sich nicht zu wehren — und da war auch
das Taschentuch an den Augen.

„Na, na — ich bitt' Sie, liebes Kind, fangen
S' mir nur hier net z' heuten an,“ klüfferte ihr
der alte Herr ungeduldig zu. „Da hab' Sie doch
hierher gebracht zum Aufhängen! Sie sitzen
mir eh z' viel alle da in Ihrer Dachauer
Kaufel. Wir müssen darauf sinnen, Ihnen ein
bißl mehr Zerstreuung zu verschaffen oder viel-
leicht auch a bißl mehr Arbeit, die Ihnen was
einbringt. Sie dürfen damit nicht warten, bis
Sie Ihre sämtliche bessere Garderobe und Ihren
ganzen Schmuck verlost haben. Ich rat' Ihnen:
annoncieren Sie in den Zeitungen, daß Sie
Schreibmaschinenarbeit im Haus übernehmen.
Der wimmelt's doch von so Schreibwerk, Poeten
und jungen Gelehrten, die laubere Kopien
brauchen. Und Sie können sich darauf verlassen:
einer hübschen jungen Frau bezahlen die Ver-
ten gern höhere Preise als einem Mannsbild
oder einem ichtischen Frauenzimmer.“

„Ja, ich habe auch schon daran gedacht,“ erwid-
erte Cary apathisch. „Wenn Sie meinen, will
ich's mal damit...“ Sie drach plöblich ab,
zuckte heftig zusammen und starrte mit ganz ein-
seltem Ausdruck nach der Tür.
Der Justizrat folgte ihrem Blick. Da trat
eine kleine Gesellschaft von sechs Personen
herein, drei elegante junge Herren, von denen
einer ein lustiges Päckchen an der Seite hatte,
und der vordere von diesen jungen Herren,
ein schlanker, großer Mann mit verlässigen brau-
nen Augen, in Friseur und Parfumeur einem Wiener
Sportmann gleichend, sah sich nach einem
freien Tisch um, und als dabei seine Augen den
alten Herrn mit seiner hübschen Begleiterin
freilich, suchte auch er ganz ungewisselhaft. Ein
etwas verlegenes Lächeln suchte über sein
schmales Gesicht, und dann wandte er sich um
und blickte sich mit seinen Kameraden.
„Ja, was ist Ihnen denn — was haben Sie
denn?“ wandte sich der Justizrat erkunnt an

Frau Cary, die ihn unwillkürlich am Arm ge-
packt hatte. Er sah sie, wie sie zitterte. Die Au-
gen hatte sie niedergeschlagen, und ihre Brust
wogte heftig.

„Ach Gott — ich weiß nicht — mir ist auf ein-
mal so... ich bitte, lassen Sie uns aufbrechen...
die frische Luft wird mir gut tun!“

„Kennen Sie denn den Herrn da?“ forschte der
Justizrat, ohne ihr Gestammel zu beachten, ruck-
sichtslos weiter, indem er mit einer Kopfbewe-
gung nach der Gesellschaft deutete, die eben eine
gegenüberliegende Nische betrat.

Cary vermochte nicht zu antworten. Sie
schüttelte nur den Kopf, und dann lehnte sie sich,
die Augen schließend, hochatmend in ihren Korb-
sessel zurück.

Der Justizrat winkte den gerade vorüberge-
henden Kellner heran, ließ sich die Rechnung auf-
machen, zahlte und war dann Cary beschriftlich
beim Anlegen ihres Päckchens. Sie war so er-
regt und schwindlig, daß er ihr schon beim Ver-
lassen des Lokals den Arm bieten mußte. Und
während er hinausschritt, schaute er noch einmal
über die Schulter nach jener Nische hinüber und
begegnete dem dreifachen Bild des eleganten jun-
gen Herrn, der mit zynischem Lächeln auf ihn
und seine Begleiterin gerichtet war.

„Draußen auf der Straße angekommen, blieb
Cary stehen und atmete tief auf. „Die Luft war
so drückend drin!“ seufzte sie. „Nicht wahr, Sie
sind mir nicht böse, lieber Herr Justizrat — ich
konnte es nicht mehr aushalten!“

„Oh, hm,“ brumpte der alte Herr. „Und er
machte sich so seine Gedanken, als er mit seinen
kurzen, watscheligen Greisenschrittschen neben dem
jungen Weibe herließ.“

Cary wurde auf einmal sehr beredt. Es lag
ihm daran, den Eindruck ihrer plötzlichen Erre-
gung zu vermindern, und sie frante mit großer
Zungengeläufigkeit und in wirklich kindlicher

Naivität allerlei Intimitäten über ihr körper-
liches Befinden aus. Sie schob die sonderbaren
Zustände, denen sie in den letzten Wochen und
vornehmlich an heißen Tagen unterworfen war,
auf das Münchener Klima und auf ihren Man-
gel an Bewegung. Immer schneller ging ihr
Zünglein, und der Justizrat konnte nur die und
da einen einsilbigen Ausruf der Zustimmung
oder der Verwunderung anbringen. Schließlich
eröffnete sie ihm ihren kühnen Sommerplan.
Sie wollte sich ein Fahrrad anschaffen und eine
große Tour quer durch Tirol in die Pustertaler
Dolomiten unternehmen. Ganz allein, wenn
sein müßte — oder schlimmstenfalls durch Bei-
stehungsleiter eine gleichgestimmte Dame suchen!

„Ja, aber,“ unterbrach sie der Justizrat end-
lich sehr energisch, „dazu brauchen S' doch erstens
ein Geld und zweitens einen längeren Urlaub
von mir — oder wollen S' mir vielleicht auf-
hängigen?“

Da schmeigte sich die aufgeregte kleine Dame
wie ein Käsechen an seinem Arm entlang und
lachte übermäßig. „Ach, liebes Justizrätchen,
sorgen Sie doch nicht! Reden Sie jetzt um Gottes
willen nicht von Vernunft — ich komme einfach
um, wenn ich nicht wieder einmal unvernünftig
sein darf! Morgen kaufe ich das Rad — es ist
mir ganz egal — auf Abzahlung oder irgendwel-
chen kann ich ja schon, ich muß mich bloß wie-
der ein bißchen trainieren, und dann gönne ich
los! Wenn Sie mir keinen Urlaub geben wol-
len, dann brenne ich Ihnen durch — mir ist alles
egal! Ich weiß bloß eins: hier in München da!
ich's nicht mehr aus. Ich muß hinaus oder ich
perbe!“

(Fortsetzung folgt!)

Stand der Tuberkulose in Baden.

Von Professor Wlth. Berghaus. III. (Schluß.)

Auf der Suche nach den Gründen für die überwiegende Sterblichkeit beim weiblichen Geschlecht müßte es von Interesse sein, zu erfahren, ob dieses Sterblichkeitsverhältnis im ganzen Lande gleich ist, oder ob es nur bestimmte Bezirke sind, welche dieses den Frauen so ungünstige Verhältnis aufweisen. Hierüber soll nachstehende Tabelle IV, die uns die Ziffern der in den einzelnen Amtsbezirken an Lungenschwindsucht gestorbenen Personen in einem Friedensjahre und zwei Kriegsjahren wiedergibt, und zwar getrennt nach Geschlecht, Auskunft geben.

Tabelle IV.

An Lungenschwindsucht Gestorbene nach dem Geschlecht in den Jahren 1910, 1917 und 1918.

Table with columns: Amtsbezirke, 1910 (männl., weibl.), 1917 (männl., weibl.), 1918 (männl., weibl.). Lists various districts like Bonndorf, Donaueschingen, etc.

Aus dieser Tabelle seien einige Bezirke mit ganz abnormen Zahlenverhältnissen in der Sterblichkeit des männlichen und weiblichen Geschlechts im Jahre 1918 zusammenge stellt. Es starben im Amtsbezirk:

Summary table for specific districts: Engen (8 männl., 23 weibl.), Ronlitzang (64, 87), Säckingen (12, 21), etc.

Faßt in allen Bezirken — es sind nur wenige Ausnahmen — starben 1918 mehr weibliche Personen an der Tuberkulose als männliche. Dieses Verhältnis beschränkt sich nun keineswegs auf die Großstädte; auch in den ländlichen Bezirken treffen wir es an, ja in diesen ist das Verhältnis vielfach noch trauriger als in den Städten.

Die Ursachen für die überwiegende Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts sind mancher Art. Wir müssen zweifellos damit rechnen, daß die Frau an und für sich nicht die Widerstandsfähigkeit besitzt wie der Mann. Alle Schädigungen, die auf den Menschen einwirken, treffen in der Frau ein „schwächeres Geschlecht“. Daher kann auch allein schon eine Verringerung, die für den von Jugend auf trainierten Mann keinerlei gesundheitliche Nachteile enthält, für die Frau, die vielleicht durch mehrfache Geburten bereits geschwächt ist, schon in hohem Grade abträglich sein. So ist es denn sehr wohl zu verstehen, daß die ungewohnte Arbeit in den Fabriken usw., zu der sich in den letzten Jahrzehnten und speziell in den Kriegsjahren die Frauen immer mehr drängen bezw. genötigt wurden, für viele Frauen den Anstoß zum Ausbruch der Krankheit abgegeben hat. Das Mehr der Todesfälle der Frauen in den Bezirken um die Hauptindustriestätten des Landes, wie Mannheim-Land, Heidelberg und Karlsruhe, dürfte wohl diesen Schluß rechtfertigen. Aber auch auf dem Lande hat sich die Frau immer mehr in ungewohnten, schweren landwirtschaftlichen Arbeiten abmühen müssen, nachdem infolge der Landflucht die Arbeitskräfte auf dem Lande knapp geworden sind. Der Krieg überließ die Bestellung des Aders fast völlig den Frauen. Auch die erhöhte Sterblichkeit der Mädchen bis zu 15 Jahren (Tabelle III)

ist zweifellos — wenn auch nicht ausschließlich — dadurch bedingt, daß diese durchweg früher und intensiver zu Arbeiten in Haus und Feld herangezogen werden als die Knaben, die ihre Jugend mehr im Spiel auskosteten. Die häusliche Arbeit bringt die kleinen Mädchen mehr mit Schwindsüchtigen zusammen als die Knaben. Die erwerbstätigen Eltern überlassen ihrem Töchterchen die Pflege des Kranken, wenn sie sich tagsüber außer Haus befinden, indem sie sich damit abfinden, daß für die erforderlichen Handreichungen das Kind ausreicht. So sind diese Mädchen auch der Ansteckungsgefahr in erhöhtem Maße ausgesetzt und dieser sich häufenden Infektion vermindert die natürlichen Abwehrkräfte des kindlichen Körpers sich nicht mehr zu erwehren; es kommt zum Ausbruch der Krankheit. Aber auch schon der Aufenthalt in der mit Wasserdampf geschwängerten stickigen Wohnung allein, zu dem das Mädchen durch seine Tätigkeit gezwungen wird, bereitet den Boden für die Tuberkulose vor, während der Knabe sich mehr im Freien zu beschäftigen pflegt.

Zum Beweis, daß die weibliche Jugend mehr von der Tuberkulose heimgesucht wird, möge nur noch die Tatsache dienen, daß auch beim Landesverband im Laufe des verfloßenen Jahres etwa dreimal mehr Anträge auf Seilzuren für Mädchen als für Knaben eingegangen sind. Aber auch an der Beobachtung dürfen wir nicht schweigen vorüber gehen, daß zweifellos im Laufe des Krieges so mancher Mutter die ihr zugewiesene, an und für sich schon knappe Mundration sich noch weiter gelichtet hat, um den Hunger ihres Kindes zu stillen, sie sich also mit anderen Worten für ihre Familie aufgeopfert hat. Die Ursachen der Zunahme der Tuberkulose infolge des Krieges sind schon vielfach erörtert worden. Amtliche Feststellungen haben ergeben, daß es die Ernährungs- und Schädigungen des Lebens selbst im allgemeinen nicht gewesen sind, welche diesen Tuberkuloseanstieg bedingten; im Gegenteil, mancher Tuberkulosebedrohte Soldat ist durch den ständigen Aufenthalt im Freien geheilt worden. Es ist ausschließlich die Heimat, welche auf die auf sie einwirkenden Schädlichkeiten mit der Tuberkulosezunahme antwortete.

Zunächst müssen wir wohl mit einer außerordentlichen Vermehrung der Bazillenzustreuer rechnen, also solcher Menschen, die mit ihrem Auswurf und Speichel Tuberkelbazillen ausstießen. Wir wissen aufgrund exakter Untersuchungen, daß die meisten Menschen bereits in der Jugend den Tuberkulosekeim in sich aufnehmen und ihn im allgemeinen — ohne krank zu werden — zeitlich in sich überleben. Infolge der bedeutenden Schwächung der Widerstandskraft des Körpers sind nun solche schlummernde Krankheitsherde im Menschen aufgetrieben, vielleicht ohne daß sich der betreffende dessen bewußt wurde. Jeder von uns hat es wohl erlebt, wie indolent viele Menschen im Laufe der letzten Jahre gegenüber einem nicht allzu ausgeprägten Krankheitszustand geworden sind. Die Gesundheitsabnahme wurde mit unzureichender Ernährung erklärt, des Hustens wurde nicht gedacht. Der hohe Lohn, der für die Arbeit gezahlt wurde, ließ eine Krankmeldung bis zum letzten Augenblick hinauschieben. So konnten diese Kranken die mit ihnen in Berührung kommenden Personen in ausgiebigster Weise anstecken, bevor vielfach überhaupt der tuberkulöse Charakter des Leidens vom Arzt festgestellt oder dem Kranken bekannt war.

Aber diese erhöhte Ansteckungsgefahr ist zweifellos nicht allein und nicht die wichtigste Ursache für das Anwachsen der Tuberkulose. Ein erster Steele müssen wir hier die langandauernde Unterernährung anschieben. Sie ist es, die in dem Kampf der Abwehrkräfte des Körpers gegen die eingedrungenen Tuberkelbazillen letzteren die günstigsten Entwicklungsbedingungen verschafft. Wir wissen aus früheren Zeiten, wie außerordentlich günstig die reichliche Ernährung in den Heilstätten die Tuberkulose zu beeinflussen vermochte und sehen nun in ungeklärter Weise, in welcher erschreckenden Maße die Unterernährung ihrem Fortschreiten die Wege ebnet. Auch ist ja längst bekannt, wie sehr die Tuberkulose eine Erkrankung gerade der wenig bemittelten Bevölkerungsschichten ist, und statistische Untersuchungen haben den Nachweis erbracht, daß die Häufigkeit der Tuberkulose mit den Einkommensverhältnissen geradezu parallel läuft.

Aber nicht nur die Quantität der Nahrung, sondern auch die Qualität spielt bei der Tuberkuloseentstehung eine große Rolle. Ernährungsversuche an Tieren haben den Beweis erbracht, daß eine einseitige Ernährung mit Kohlehydraten (Kartoffeln, Gemüse, Brot) ebenso wie eine einseitige Fettmahlerei die Ausbreitung der Tuberkulose begünstigt, daß eine gemischte Nahrung notwendig ist, in welcher den Eiweißstoffen, dem Fleisch eine ganz besonders schützende Rolle zukommt. Die Nahrungswendung dieser Experimente auf die Kriegsernährung legt auf der Hand. Wo waren Fleisch und Fett, die wir zur Aufrechterhaltung unserer Körperkräfte, unserer Widerstandsfähigkeit bedingten? Sie konnten nicht neben werden; die Hungerlöhne verlagte sie uns und auch dadurch Tausenden und Abertausenden unglücklichen Menschen ein frühes Grab. Wohl am meisten litt darunter unsere Kinder, denen wir nicht mehr die nötige Menge Milch, die zu ihrem Körperaufbau notwendig ist, geben konnten.

Dieser Nahrungsmangel mußte sich naturgemäß in den dichtbevölkerten Industriezentren und ihrer Umgebung mehr bemerkbar machen, als in den ländlichen Bezirken. Aber auch letzteren wurde die aus früheren Zeiten gewohnte reichliche Mundration von den Lebensmittelpreisen ganz erheblich gekürzt. Allerdings war auch vielfach der schnelle Gehlunger der Grund, daß der Produzent im Schleichhandel zu einem hohen Preise seine Produkte abzusetzen versuchte, die er zweckmäßiger zu einer reichlichen Ernährung seiner eigenen Familie verwendet hätte. Eine betrieblige Beobachtung konnte herrens in Friedenszeiten gemacht werden, indem der Farmer um des hohen Butterpreises willen für seine Kinder nur noch aberarmte Milch übrig hatte, während Mutter und Vollmilch in die Stadt abwanderten. Hierauf dürfte vielleicht auch ein Teil der Tuberkulosezunahme bei den Kindern auf dem Lande zurückzuführen sein.

Neben der allgemeinen Unterernährung dürfen wir aber auch nicht die enorme Anspannung aller Arbeitskräfte, die notwendigerweise zu einer Erschöpfung führen mußte, außer Acht lassen. Daß diesem Moment zweifellos eine große Bedeutung zukommt, beweist uns die Tatsache, daß Staaten wie Holland, Dänemark, England usw., in denen von Ernährungsschwierigkeiten wohl kaum die Rede sein konnte, ebenfalls eine ganz erhebliche Zunahme der Tuberkulose zu verzeichnen haben. In diesen Ländern bestand wenigstens die Möglichkeit, die erhöhte Arbeitsleistung durch eine größere Nahrungsaufnahme in etwas auszugleichen, uns war ein solcher Ausgleich nicht möglich, weil es uns an den Nahrungsmitteln fehlte. Daß diese Überanpannung der körperlichen Leistungsfähigkeit besonders hart das weibliche Geschlecht geschädigt hat, wurde bereits erwähnt.

Kummer und die Sorge um die Existenz, die im Laufe des Krieges wohl an jeden Deutschen herangebracht sind, haben ebenfalls in nicht zu unterschätzender Weise dazu beigetragen, die Widerstandsfähigkeit der Menschen herabzusetzen.

Dazu kam nun seit dem Jahre 1917 die Kohlennot, die nicht nur zahllose Erleichterungsanstalten im Gefolge hatte, sondern auch dazu führte, daß Gesunde und Kranke sich in den wenigen gebliebenen Räumen zusammenbrängten, wodurch naturgemäß der Ansteckung Tür

und Tor geöffnet wurden. Auch die mangelhafte Reinlichkeit, veranlaßt durch die Knappheit an Seife, fernst der Mangel an Desinfektionsmitteln haben der Tuberkulose Vorschub geleistet.

Die Einwirkungen des Alkoholmißbrauchs, der bekanntlich in den früheren Friedensjahren in hohem Maße an der Tuberkuloseausbreitung, gerade in den niederen Volksschichten Anteil hatte, sind im Laufe des Krieges mehr in den Hintergrund getreten, da es infolge des hohen Preises nur Wenigen möglich gewesen ist, diesem Laster zu fröhnen. Aber schon scheint sich das Laster wieder breit machen zu wollen, so daß wir allen Grund haben, ihm unsere ernste Beachtung zu schenken. Bei einem so durchsuchten und geschwächten Volke, wie es das deutsche ist, würde der Alkoholmißbrauch den Todesstoß bedeuten.

Auf eine wesentliche Ursache der Tuberkulosezunahme, ich meine das Wohnungssele, muß ich mir verlagern, hier des Näheren einzugehen. Nur einen Punkt des Wohnungsseles möchte ich nicht unerwähnt lassen, da er die Ursache vieler Tuberkulosen im Kindesalter ist, es ist das der Mangel eines eigenen Bettes. Schon auf dem Tuberkulosekongreß 1899 betonte der bekannte Berliner Hygieniker Rubner mit allem Nachdruck, daß ein wesentliches vorbeugendes Moment in der Tuberkulosebekämpfung der Besitz eines eigenen Bettes sei. In seiner klassischen Arbeit „Die Wohnung und ihre Beziehung zur Tuberkulose“ ruft er aus: „Wäre es nicht unseres Kulturstandes würdig, der Humanität angemessen, dem Geiste der Krankheitsprophylaxe entsprechend, wenn wir die Forderung aufstellten, daß jeder Mensch seine eigene Lagerstätte, und sei sie auch noch so dürftig, haben muß!“ Dieser Gedanke hat bisher nur wenig Aufnahme in weiteren Kreisen gefunden. Das Publikum verschließt seine Augen vor jeder Gefahr, die in dem so engen Zusammenleben bei Benutzung eines Bettes durch mehrere Personen, sowohl für die Verbreitung ansteckender Krankheiten im allgemeinen, wie der Tuberkulose und — legt nach dem Kriege — auch der Geschlechtskrankheiten im besonderen liegt, ganz zu schweigen von den sittlichen Gefahren speziell für das Kind. Eine Wohnungssequete in Berlin ergab, daß von 200 Patienten, die überhaupt keine eigene Lagerstätte hatten, 60 hungerkrank waren, also ihr Bett mit anderen teilten. Es ist gar nicht zu verstehen, daß dieser Mangel so wenig Beachtung gefunden hat und noch wie vor Gesunde und Kranke zu zweit, ja zu dritt und viert in einem einzigen Bette schlafen. Wie nicht da der hustende Schwindsüchtige die übrigen Insassen des Bettes anstecken ansetzen? Es wäre ein Wunder, wenn es nicht geschähe. Gelling es, diese Ansicht des Zusammenwohnens in eine Bett zu beiseitigen, während die Tuberkulosebekämpfung hätte einen ganz außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen, der Tuberkulose wäre eine der häufigsten Ansteckungs- und Erkränkungsgelegenheiten genommen. Aber unsere Zeit will sich nicht damit beruhigen, daß die Tuberkulose bekämpft wird, sie will höher hinaus, Wohnungen schaffen, Häuser bauen und begreifen mehr. Gewiß steht es an Wohnraum und es gibt gewiß so schlimme Fälle von Wohnungsüberfüllung, daß nicht einmal zur Unterbringung von Betten der bestehenden Räume Art Platz bleibt. Aber was nützen solche Wohnräume, wenn trotzdem die Ansteckungsgefahr im Gemeinschaftsbett nicht beseitigt wird? Aber auch unter den jetzigen traurigen Wohnungsverhältnissen ist Raumangel zum Aufsteigen des Bettes in der Mehrzahl der Fälle nicht der Grund für das Zusammenwohnen. Es fehlt die Einsicht für das Gesundheitswichtige und sittlich Bedenkliche dieses Brauches, selbst in weiten Kreisen. Jedem Menschen sein eigenes Bett, so sollte unsere Forderung lauten, sie steht an Wichtigkeit der Forderung nach neuen Wohnungen kaum nach. Jedenfalls aber müssen wir jetzt, wo die Beschaffung von Wohnungen aus äußeren Gründen auf größte Schwierigkeiten stößt, diese Forderung umso lauter ins Volk hinausrufen. Besonders auf dem Lande ist die Einsicht des Zusammenwohnens trotz genügender Raumes ganz außerordentlich verbreitet. Eine gute Stube mit allen möglichen unglücklichen Einrichtungsgegenständen ist vorhanden, ohne je in Benutzung genommen zu werden, aber an Betten mangelt es immer. Da schlafen Alt und Jung, Gesunde und Kranke zusammen. Eine würdige Aufgabe wäre es, sagt Rubner, dieser Frage in geeigneter Weise entgegenzutreten und Hilfen zu schaffen. Und nicht nur die Kräfte allein, sondern alle Kräfte, welche sich berufen können, Lehrer und Leiter des Volkes zu sein, dürfen dieser Aufgabe ihre Mitwirkung nicht verweigern, denn was nützt der Aufenthalt in einer Ferienkolonie, Erholungsstätte usw., wenn wir nicht dafür sorgen, daß der tuberkulosebedrohte Mensch auch der Gefahrquelle entzogen wird.

Neben der Zunahme der Tuberkulosesterblichkeit hat der Krieg mit seinen Schädigungen noch eine weitere Folgeerscheinung gezeitigt, es ist das eine Abwärtung der Krankheitsdauer, d. h. ein schnellerer und bösartiger Verlauf der Tuberkulose. Krieger hat aufgrund der im städtischen Lungenspital in Mannheim verstorbenen Tuberkulosen die Abwärtung genau berechnen können. Und auch die Erfahrungen vieler Heilstättenärzte lassen keinen Zweifel darüber, daß die Tuberkulose ihren Charakter geändert hat, wie man es vielfach bei anderen Infektionskrankheiten findet. Während in früheren Jahren die Tuberkulose als schleichende Krankheit die Erwerbsfähigkeit nur allmählich herabsetzte und in der Regel erst nach einem über viele Jahre sich hinziehenden Verlauf zum Tode führte, sieht man jetzt vielfach kräftige Personen in kurzer Zeit an ihr zugrunde gehen.

Wenn in meinen Ausführungen die Tuberkulosesterblichkeit als Gradmesser für die Tuberkulosezunahme gelehrt hat, so dürfen wir nicht vergessen, daß uns diese nur einen Teil der Tuberkulosegeschädigten der Bevölkerung, nämlich jenen Teil, der zum Tode der Erkrankten geführt hat, zeigt. Die Zunahme der Tuberkulosedesfälle weist uns mit zwingender Logik darauf hin, daß auch die übrige Bevölkerung geschädigt ist, sei es, daß sie tatsächlich mehr tuberkulose durchleuchtet wurde, sei es, daß sie infolge Herabsetzung ihrer Widerstandsfähigkeit der Tuberkulose ein geeignetes Feld zur Entwicklung und Ausbreitung darbietet. Nach langjähriger Erfahrung des Reichsgesundheitsamtes kann man annehmen, daß auf einen Tuberkulosedesfall etwa 10 Erkrankungen kommen. End nur 1918 = 1144 Personen mehr an Tuberkulose gestorben als 1914, so entspricht dies schon einen Mehr an Kranken von 11440. Gewiß eine beachtenswerte Zahl. Wir müssen uns aber auch darauf gefaßt machen, daß noch nach 20, ja 30 Jahren die Nachwirkungen des unglücklichen Krieges und der Nachkriegszeit sich an uns und unseren Kindern bemerkbar machen werden. Hieran ändert auch nichts der Umstand, daß wir pro 1919 einen kleinen Rückgang in der Tuberkulosesterblichkeit zu verzeichnen haben. Die Verbreitung des Tuberkuloseansteckungsstoffes, mit anderen Worten die Durchseuchung des Volkes, und ganz besonders unserer Kinder, ist groß, zahllose Ansteckungen sind erfolgt. Werden nun die Abwehrkräfte im Körper imstande sein, die gefechte Ansteckung auch zu überwinden oder wenigstens in Schranken zu halten?

In der Hauptsache wird das abhängig sein von unseren wirtschaftlichen Verhältnissen, von der Beteiligung unserer Ernährungs- und Wohnungsschwierigkeiten. Eingangs faßt ich, daß Krieg und Krankheit untrennbare Begriffe seien; ebenso untrennbar sind Tuberkulose

und Volkswohlfahrt. Mit der zunehmenden wirtschaftlichen Verelendung wird auch mit unfehlbarer Sicherheit die Tuberkulose ansteigen und umgekehrt. Mit dieser Tatsache müssen wir rechnen, wenn wir Zukunftsbetrachtungen über die Zu- und Abnahme der Tuberkulose anstellen wollen. Voreil ist nun noch gar nicht abzusehen, wann einm wieder die Nahrungsmittel in gleicher Menge und Beschaffenheit wie vor dem Kriege der Allgemeinheit zur Verfügung stehen werden. Und wenn auch im Laufe des letzten Jahres die Nahrungsmittelzufuhr sich etwas gebessert hat, was helfen alle Nahrungsmittel, wenn nicht jemand sie kaufen kann wegen der Aberteuerung? In allen Dingen ist gerade das wichtigste Nahrungsmittel, die Milch, die zum Aufbau des heranwachsenden Körpers unumgänglich notwendig ist, nur in völlig unzulänglicher Menge vorhanden. Und auch diese lärgliche Menge will uns die Entente noch abnehmen, obwohl sie sehr wohl weiß, daß sie dadurch viele Tausende Kinder und Kranke dem Siechtum und Tode preisgibt. Aber auch die enorme Teuerung der Nahrungsmittelpräparate, speziell der aus Hafer gewonnenen Kindermilch, mit ermittelte Befürchtungen für die Volksgeundheit, insbesondere die Gesundheit der Kinder, hervorgerufenen Kräftigungs- und Nahrungsmittelpräparate sind nun einmählich, wo die Milch fast völlig fehlt, unumgänglich notwendig, sie sollen den Ersatz für die Milch darstellen und haben sich auch bereit eingekörnt, daß sie im Kinderhaushalt nicht mehr fehlen dürfen. Die Teuerung macht aber ihre Beschaffung insbesondere den linderbedürftigen Familien und den Kranken, die ohnehin schon durch die Krankheit in wirtschaftliche Bedrängnis gekommen sind, unmöglich; sie müssen darauf verzichten zum Schaden ihrer Gesundheit. Eine vorjüngliche Ernährungspolitik muß dies unter allen Umständen zu verhindern suchen. Unendlich dankbar müssen wir unseren Freunden in Amerika, speziell den Quäkern und auch der Heilanstalt sein, die durch Spedition unserer unterernährten Kinder zweifellos viel Unheil und Krankheit abgewandt haben. Aber diese Hilfe allein reicht bei weitem nicht aus, die Kranken Volkskörper wieder gesund zu lassen. Nahrungsmittel müssen beschafft werden, reichlich und billig. Deutschland allein kann sie nicht in genügender Menge produzieren, es ist auf das Ausland angewiesen. Es fehlt uns aber das Geld, die geforderten Preise zu bezahlen. Wir müssen diese Werte erst schaffen, und das gelingt uns nur durch Arbeit. Somit wird letzten Endes der Stand der Tuberkulose, wie unserer ganzen Volksgeundheit lediglich davon abhängig sein, ob es gelingt, das Volk wieder zu geordneter produktiver Arbeit heranzuführen. Deutschland wird von der Geißel der Tuberkulose nicht wieder befreit werden, wenn es nicht gelingt, durch Einfuhr von Rohstoffen Arbeitsmöglichkeit zu schaffen und Arbeitsfreudigkeit, die vor dem Kriege das vornehmste Kennzeichen des deutschen Arbeiters war, von neuem zu beleben.

Das Bild, das von dem augenblicklichen Stand der Tuberkulose entworfen ist, läßt uns die Zukunft keineswegs in rosigem Licht erscheinen. So niederdrückend aber auch diese Feststellungen von der verheerenden Durchseuchung unseres Volkes sein mögen, sie dürfen uns nicht verführen, die Hände resigniert in den Schoß zu legen. Nun wir das, so wird mit Sicherheit ein Tag kommen, an dem unsere Kinder gegen alle Gefahren erheben werden und wir werden neben allen anderen glücklichen Eltern nicht nur ein tuberkulosegeschädigtes sondern tuberkulosekranken Volk z. h. Ein solches wird sich nie und nimmermehr aus dem Abgrund, dem es sich augenblicklich befindet, emporarbeiten.

Vom Wetter.

Wetternachrichtendienst der Badischen Landeswetterwarte. Freitag, 14. Januar 1921.

Beobachtungen badischer Wetterstellen 7⁰⁰ morgens.

Table with columns: Station, Wind, Clouds, etc. Lists stations like Seeböbe 181 m, Königstuhl Seeböbe 563 m, etc.

Schneebericht.

Seeböbe: Weiter Schneefälle, Schnee 20 Zentimeter, pulvrig; Schneebahn gut. Schneefälle sind zu erwarten. Todtnauberg: Schneedecke 6 Zentimeter, fer Neuschnee. 0 Grad. Westwind.

Allgemeine Witterungsübersicht.

Mit der Verlagerung der Tiefdruckwirbel das Festland, wo sie sich wesentlich langsam weiterbewegen, sind anhaltendere und ergiebigere Niederschläge fast im ganzen Festland gekommen. Im Schwarzwald ist auf den höheren Höhen Schnee gefallen; bei Remmelsbach um den Gefrierpunkt besteht die Schneedecke fort. Die Tiefwirbel stellen zunächst noch Niederschläge, vielfach Schnee in Aussicht. Dem Aufstreben hohen Druckes im Westen das Vordringen atlantischer Luftwirbel verbunden und uns kältere Luftströmung führt.

Veranschaulichte Witterung bis Samstag 15. Januar, nachts: Noch vorwiegend trüb, erst weitere Niederschläge, meist Schnee in der Ebene, kälter, dann zeitweilig heiternd.

Table with columns: Station, Temp, Wind, etc. Lists stations like Karlsruhe, Seeböbe, etc.

Briefkasten.

3. 11. 21. Ja. für Lebensmittelkarten. Von des Mannes gerufen werden. Wir werden sofort zu verzeichnen.

Inventur-Verkauf

vom 10. bis 22. Januar

in allen Abteilungen bedeutend ermäßigte Preise

Aus der großen Reihe billiger Angebote sind besonders zu erwähnen:

Damen - Wäsche

- Damen - Hemd mit Holsaum und Stickerei . . . Mk. 45⁰⁰
- Damen - Beinkleid mit breiter Stickerei . . . Mk. 45⁰⁰
- Damen-Nachthemden Mk. 85⁰⁰ 95⁰⁰
- Untertaillen reich gestickt . . . Mk. 25⁰⁰
- Herren - Artikel
- Oberhemden mit Umschl.-Mansch. Mk. 75⁰⁰
- Nachthemden Mk. 85⁰⁰
- Sportkragen weiß Mk. 4⁰⁰
- Strickbinder schöne Muster . . . Mk. 16⁵⁰
- Hosenträger beste Qualität . . . Mk. 18⁰⁰

Schürzen

- Zierschürzen mit Träger . . . Mk. 28⁰⁰
- Wienerschürzen große Form Mk. 35⁰⁰
- Blusenschürzen bunt Mk. 48⁰⁰
- Kinderschürzen weiß und farbig Mk. 23⁰⁰ 34⁰⁰

Ein Posten **Wolldecken** Mk. 85⁰⁰
Steppdecken dopp. seit. Mk. 95⁰⁰

Damen-Konfektion

- Mäntel aus Flausch-Stoffen Mk. 95⁰⁰, 125, 175, 235 aus Krimmer u. Astrachan Mk. 250, 290
- Mantelkleider aus guten Woll-Stoffen . . . Mk. 290, 390, 490, 650, 750
- Ball- u. Gesellschaftskleider aus Voile und Seide Mk. 190, 250, 390, 475, 550

- Strickjacken Mk. 95⁰⁰ 140, 225
- Morgenröcke Mk. 38⁰⁰ 95⁰⁰ 125
- Blusen Mk. 38⁰⁰ 65⁰⁰ 95⁰⁰
- Kostümröcke Mk. 38⁰⁰ 75⁰⁰ 125

Kleiderstoffe Baumwollwaren

- Kostümstoffe Meter Mk. 18⁰⁰
- Cheviot viele Farben Meter Mk. 29⁵⁰
- Mantelstoffe 140 cm breit Meter Mk. 38⁰⁰
- Herrenstoffe Meter Mk. 28⁰⁰ 55⁰⁰ 68⁰⁰
- Imprägnierte Mantelstoffe Mtr. Mk. 68⁰⁰ 85⁰⁰
- Seidenstoffe einfarbig und gemustert Meter Mk. 25⁰⁰
- Messaline-Seide viele Farben Meter Mk. 38⁰⁰
- Körper-Samt gute Qualität, Meter Mk. 48⁰⁰
- Lindener Samt 70 cm breit Mtr. Mk. 95⁰⁰
- Flanell grau, Meter Mk. 8⁷⁵
- Flanell gestreift, Meter Mk. 9⁷⁵
- Wäschetuch 80 cm breit, Meter Mk. 12⁷⁵
- Handtuchstoff halbleinen Meter Mk. 9⁷⁵
- Bettkattun Meter Mk. 15⁵⁰ 18⁵⁰
- Bettuchkretonne 150 cm breit Meter Mk. 32⁰⁰
- Damast 130 cm breit weiß 49⁵⁰ echtrot 58⁰⁰
- Halbleinen 150 cm breit, Meter Mk. 48⁰⁰
- Bettbarchent Meter Mk. 22⁵⁰, 32⁵⁰

Trikotagen

- Herrenunterhosen grau gefüllt 29⁵⁰
- Herrenunterjacken Mk. 28⁰⁰
- Einsatzhemden wollgemischt Mk. 38⁰⁰
- Kinderanzüge Mk. 7⁵⁰ 9⁵⁰

Strumpfwaren

- Herrensocken Mk. 6⁷⁵ 7⁷⁵
 - Frauenstrümpfe Wolle gestrickt Mk. 19⁵⁰
 - Kinderstrümpfe
- | | | | | |
|------------------|------------------|------------------|------------------|------------------|
| Größe 4 | 5 | 6 | 7 | 8 |
| 11 ⁷⁵ | 12 ⁷⁵ | 13 ⁷⁵ | 14 ⁷⁵ | 15 ⁷⁵ |

Gardinen

- Scheibengardinen Mk. 3⁵⁰ 5⁵⁰ 9⁰⁰
- Tüllgardinen breit 16⁰⁰ 20⁰⁰ 24⁰⁰
- Tüllgarnituren 3teilg. Mk. 75⁰⁰ 130, 175
- Madras-Garnit. 3 teilig Mk. 225, 290
- Halbstores Mk. 75⁰⁰ 95⁰⁰ 115

Teppiche

- Bodenteppiche Qualität-Ware 500, 750, 1000
- Läuferstoffe Mtr. Mk. 10⁰⁰ 28⁰⁰ 45⁰⁰
- Bettvorlagen Mk. 10⁰⁰ 35⁰⁰ 45⁰⁰
- Tischdecken Mk. 50⁰⁰ 100, 150

Schnittmuster „Neueste Deutsche Mode“ zur Selbstanfertigung von Kleidern, Wäsche und Handarbeiten.

W. Boländer

Wiener Café-Restaurant Rastatt
 Größtes Familien-Café am Platze.
 Anerkannt gute Küche, ff. Weine u. Biere
 In- u. ausländische Zeitungen, 2 Dorfelder Billards.
Hermann Gramlich
 neuer Besitzer.

Deutscher Hof
 gegenüber der Hauptpost.
 Samstag u. Sonntag
Schlachtfest

Männergesangsverein Karlsruhe e. V.
 Samstag, den 15. d. Mts. abends 7 Uhr im Vereinslokal „Goldene Krone“ Amalienstraße
außerordentliche Generalversammlung.
 Tagesordnung wird im Lokal bekannt gegeben. Um zahlreiches Erscheinen bitten.
 Der Vorstand.

Gut Heil!
MV
 Monatsversammlung
 Samstag, 15. Jan. 1921, 8 Uhr abends
 Konkordia-Saal Monlger.
Karlsruher Männerturnverein.

Rhein-klub Alemannia
 Heute Abend 8 Uhr
Club-Abend
 im Bootshaus.
 Samstag, den 22. Januar abends 8 Uhr im Gartensaal des „Monlger“ Lichtbildervortrag „Jüngeres Mittelalters Herr H. Hugo I: „Der Schwarzwald in Wort, Lied und Bild.“
 Unsere verehrl. Mitglieder nebst wertigen Angehörigen laden wir zu dieser Veranstaltung ergeb. ein und bitten höfl. um zahlreichen Besuch.
 Der Vorstand.

Badisch. Leibgrenadier-Verein e. V. Karlsruhe.
 Lokal: Residenz-Automat Karl-Friedrichstraße 32.
 Samstag, den 15. Januar, 8 Uhr
ordentliche General-Versammlung
 Sonntag den 23. Januar, nachm. 4 Uhr beginnend, im Saale des Gottesauer Schützen.
Tanz-Unterhaltung
 Ein-führungsberechtigt gestattet Vereinsabzeichen oder Mitgliedskarte am Eingang vorzeigen.
 Der Verwaltungsrat
Flügel zu vermieten.
 Ludwig Schweisgut, 4 Gröppingenstraße 4.

Verein der Angehörigen des ehem. Res.-Inf.-Regiments 110 e. V.
 Vereinslokal
„Prinz Karl“
 Nächste Monatsversammlung am Dienstag, den 18. d. Mts.
 Der Vorstand.

Colosseum-Restaurant
 Sonntag von 11-1 Uhr
Frühschoppen-Konzert
 Frau Fritz Wagner Wwa.

Schloß-Kaffee
 mit eigener Konditorei und bürgerlich. Weinlokal
 Karl-Friedrichstraße 1 — Fernspr. 2257
 in nächster Nähe des Marktplatzes.
 Angenehmes und feinstes Familienkaffee am Platze.
 Täglich nachmittags von 4 Uhr ab
Künstler-Konzert.
 Besitzer:
Adam Vogt.

„Zum Rheingold“
 Waldhornstraße 22.
 Gut bürgerliches und solides
Wein- u. Bier-Restaurant.
 Bekannt durch vorzügliche Weine und anerkannt gute Küche.
 Selbstgekelterte Qualitätsweine. — Eigens Schlichtung Gutbesuchtes, gemütliches Lokal. — Prinz-Biere.

Privat-Tanzlehr-Institut M. Voilrath
 23 Sofienstraße 23
Beginn neuer Kurse
 auch in modernen Tänzen
 Geft. Anmeldungen erbeten.

Erstes Tanz-Institut.
 Gegründet 1890 Fernruf Hotel Germania 42
Alfred Trautmann, Operntenor u. Tanzlehrer
 Mitglied der Genossenschaft deutscher Tanzlehrer, Berlin.
 Freitag, den 21. Januar, abends 7 Uhr, findet im Hotel Germania der erste Unterrichtsabend statt.
 Weitere Anmeldungen beim Portier, sowie Kapellenstraße 16, 1. Stock.

Conditorei
Café Schwarz
Karlstrasse 49a, am Karlsruher Hof.
Vornehmes Familien-Café
 Bietet seinen Gästen nur Qualitätsware.

ERSTKLASSIGES WEINRESTAURANT EXQUISITE KÜCHE
SALON-ORCHESTER REELLE AUFMERKSAME BEDienung
EXCELSIOR BAR
 KARLSRUHE 1/B A. UNSER KAISERSTR. 26

Grüner Rombus
 Im großen Saal des
Künstlerhauses
 Eing. Sofienstr. 2 — Telephon 156
Heute
 Samstag 1/2 5 bis 7 Uhr zum 5 Uhr-TEE und 1/2 8 bis 11 Uhr
Restaurations-Betrieb
 Tischbestellungen erwünscht Lauben können res. werden.
Jos. Kritsch
Karlsruher Künstlerhaus

Karlsruher Liederkränz
 Wiederbeginn der
20 Proben
 Montag, 17. ds. Mts., 8 Uhr.
 Schellenburgs weltberühmtes
„20 Jahre jünger“
 auch genannt „Esterpang“ Bestes Mittel gegen graue Haare.
H. Bieler Karlsruhe, Kaiserstraße 223.

Statt Karten.
Sigmund Körber
 Else Körber, geb. Schäfer
 Vermählte
 Leipzig Karlsruhe.
 Trauung: Sonntag, 16. Januar Hotel Fürstenhof, Leipzig.

Badisches Landestheater.
 Samstag, den 15. Januar, 7-9 Uhr. * 12.—
Uraufführung: Der Freispruch
 Dramatische Dichtung in 3 Akten von Fritz Droop.

Kleinkunsthöhne „Rotes Haus“.
 Direktion: August Leichtl.
 Ab 16. Januar, täglich abends 8 Uhr
das neue Familienprogramm
 mit ersten Künstlern.
 Jeden Sonn- und Feiertag vorm. 11 Uhr
Morgen-Konzert
 bei freiem Eintritt.
 Tischbestellung. Fernruf 4690.

Weit-Panorama, Passage 38.
 Neues Programm:
Palästina Bethlehem, Nazareth etc.
 gezeigt vom 16. bis 22. Januar 1921.

COLOSSEUM.
 Samstag, den 15. Januar 1921, abends 8 Uhr
Vorstellung.
 Sonntag, den 16. Januar 1921
Zwei Vorstellungen
 4 und 8 Uhr
 mit neuem Programm.
 Des großen Erfolges wegen sind
Die Amoretten
 Porzellan-Meister-Werke mit neuen Darstellungen u.
Hugo Voigt, sächs. Komiker
 mit neuen Vorträgen, prolongiert.
Hierzu 6 neue Varieté-Schlager.
 Colosseum-Kasse 11—12 1/2 Uhr geöffnet.